

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.



Berlin, den 12. Dezember 1914.

Was sollen wir thun?

Kriegsweihnacht.

Unter dem Dach deutscher Heime, deren Erhalter nicht draußen, in Ost und West, den Rock und die Waffen des Reiches trägt, dürfte in der Weihnacht des Verhängnißjahres kein Gabentisch prangen, kein Christbaum duften, keiner Jesuskerze milder Goldglanz das dunkle Grün der Tannen durchleuchten. Weil sichs nicht schickt. Weil uns nicht ziemt, in sattem Behagen Feste zu feiern, während ein ungeheures Heer deutscher Menschen auf ferner Wacht friert, in Feuersnoth und Eisengewitter keucht oder in grausig gelichtetem Schwarm nach der Schlacht sich zu kurzer Rast sammelt. Wo verröcheln die Kameraden? Zu sorgsamer Bestattung blieb keine Frist. Vor, in, hinter den Schützengräben liegt noch, was gestern fiel. Ehe der Befehl zum „allgemeinen Sturm“ kam. Siebenhundert Meter ohne Deckung; gegen Maschinengewehre. In Reihen hatten die tapferen Jungen sich vornüber gelegt. Eine, zwei, sechs. Wie Halme, die ein Windstoß geknickt hat. Den Graben, in dessen Schutz Einzelne zurückfanden, haben Granaten zerwühlt. Die Sterbenden sind in der letzten Bewegung erstarrt; im Anschlag, mit zornig himmelan geschleudertem Arm, auf strauchelnden Knien. Schichtet sie, endlich, unter die entblätterte Buche. Und schaufelt, unter feindlichem Feuer, drei Massengräber. Schnell: der Pfarrer muß weiter. Da bringt ihn das Auto. Der Nachtwind überheult seine Worte, zerzaust ihm den Bibelspruch, peitscht ihm das Schnurrbarthaar zwischen die Lippen, die frommen Trost spenden wollen. Das dünne Menschenkränzchen, das sich um das erste,

zweite, dritte Grab schlingt (die Verluste waren groß und die Schützengräben dürfen nicht entblößt werden), hört den müden Priester kaum. Horcht aus dumpfer Trauer auf das schrille Pfeifen und den Einschlagsknall der Geschosse. „Danke, Herr Pfarrer." Die Spaten knirschen sich durch die gefrorene Erdoberschicht und werfen kalte Schollen auf das Gehäuf verrenkter Glieder. Wer bettet uns? Wann? Warte nur: balde! „Rüstig, Kinder! Die Engländer schießen so wild mit Schrapnells, daß Einem warm wird wie in Teufels Küche und wir, für alle Fälle, jeden Mann hinter Drahtverhau haben müssen. Diese verdammten Nachtangriffe!" Aus. „In Gott starben fürs Vaterland und ruhen hier..." Wo ruhen die heute Gefallenen? Bereitet der Feind ihnen die Gruft und schirmt sie vor der Gier lungernder Leichenräuber und hungernden Rüsselviehs? Die Stunde, die so Furchtbares schaut, die aus hunderttausend Wunden das Blut deutscher Mannheit wegtropfen hört, darf uns nicht selige, fröhliche Zeit sein. Baum und Lichte, Aepfel und Nüsse, Lebkuchen und Marzipan, Karpfen und Christstolle, Alles, was Ihr sonst ins Heim schenkt: ins Feld, in die Lazarete! Redliches Hausgesinde wird gern auf die Bescherung verzichten, wenn es weiß, daß sie deutsche Krieger erfreut. Und die Kinder sollen sich ihr Leben lang der lichtlosen, putzlosen Weihnacht des Jahres erinnern, da das Vaterland um seine nächste und fernste Zukunft focht und einen Krieg führte, wie keiner je war. Nur Kindern, deren Ernährer im Kampf oder vom Kampf siech sind, wollen wir bescheren: damit ihnen ein Bischen Freude werde und dem Spielkramhändler nicht alle Einkunft fehle. Besinnet, Eltern, was Ihr in Nothzeit ausgeben könnt; karget nicht etwa, weil das Geschenk diesmal nicht im Haus bleibt; öffnet die Herzen, den Beutel, die Hände; und sorget, daß nirgends ein Handelszweig verdorre. Schneider und Handschuhmacher, Buch- und Bildhändler, Luxus- und Schleckereikrämer wollen auch überwintern; müssen: sonst stockt im Körper deutscher Wirthschaft der Lebenssaft, wenn er, im Lenz, wieder aus kräftigem Drang in den Wipfel aufsteigen soll. Gehet, deutsche Fürsten und Millionenbeherrscher, mit edlem Beispiel voran; lasset nicht in die Zeitung setzen, daß Ihr „namhafte Summen" gespendet habt, sondern den Betrag in klaren Ziffern nennen. Das wirkt dann nach unten fort. Schon im August haben zweihundert londoner Firmen beschlossen, ihren ins Heer oder in die Flotte

berufenen Gehilfen für die Dauer des Krieges den Regirungsold aus eigenen Mitteln so zu erhöhen, daß er nicht unter der Gehaltsstufe bleibe, die der Angestellte vor dem Eintritt in den Wehrdienst erklettert hatte, und sich verpflichtet, den Heimkehrenden lohnende Arbeit zu finden. Sechzehnhundert andere Firmen haben damals gelobt, jeden Gehilfen, der sich dem Landwehrdienst zuschwört, so fest, mit Lohn und Darlehen, zu stützen, daß er allen Pflichten genügen kann. In solchen Bezirken keimt noch manche Möglichkeit, den Kriegern Freude zu stiften und die Sorgenbündel zu erleichtern. Wir haben, auch der in Dürftigkeit Hausende, ein Obdach, ein warmes Stübchen, ein Bett, eine dampfende Suppe. Wir müßten uns eines üppigen Gabenfestes schämen. Aus unserer Seele flamme das Julfeuer; in unserem Willen zum Sieg erbrause Wotans Gejaid, des ruhmreichen Germanengottes Wildes Heer. Höret im Dom von Heiligen, leset im Herdfrieden von Märtyrern: Keinem ward härtere Pflicht als Euren Brüdern im Feld und auf düsterem Meer; Keiner trug froher sein Kreuz. Wer deutschen Kriegern eine Stunde erhellt, feiert deutsche Kriegsweihnacht. Und vor seinem inneren Blick, nur vor seinem erblüht in der heiligen Dezembernacht tief im Waldesdickicht der Baum, von dem im zehnten Jahrhundert aus Arabien die Wundermär nach Europa drang und die Lichterbaumfeier einwurzelte. Wo Menschenliebe Menschen beglückt, blühen und duften aus vereister Erdrinde noch in lenzlichem Schimmer die Bäume.

L'Italia farà da sè.

1909. Aus der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte, über Odessa-Budapest-Venedig wollte er nicht fahren. Als er in Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: „Was kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß ge-

worden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaubert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. So tief waren wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern mußten. Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der, ohne selbst gefährdet zu sein, uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Für diesen Tag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

Das Instrument des Dreibundes hielt schon Bismarck für ziemlich verbraucht; er rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündiß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den „Usurpatoren" von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es

beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Umbertos Minister Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit dem Heer der Habsburger einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

1911. Italien hat dem Türkenreich Tripolitanien und die Kyrenaika entrissen, durch diesen kecken Streich (auf den London und Paris, nicht Berlin vorbereitet worden war) den Bundesgenossen in arge Verlegenheit gebracht und damit bewiesen, wie niedrig es den Nutzen des alten Vertrages einschätzt. Dürfen wir dem Volke grollen, das sich in die Römerglorie eines Kaiserreiches zurücksehnt? Als (gerade vor dreißig Jahren) Mancini und Blanc über die Bündnißmöglichkeit verhandelten, weigerte Bismarck ihnen jede über das Territorium des jungen Königreiches hinaus langende Bürgschaft; fürs Mittelmeer wollte er nichts versprechen, mit der Sorge für die intérêts primordiaux Italiens nicht belastet sein.

Darüber mochte es sich mit England verständigen, dessen freundliches Verhältniß zum Deutschen Reich eben so unentbehrliche Voraussetzung des Dreibundes war wie der franko-italische Zwist. Beide Vorbedingungen sind längst gefallen; und Italiens Recht, seine Mittelmeergeschäfte mit anderen Partnern abzuschließen, konnte niemals bestritten werden. Daß Baratieris Heer bei Adua vernichtet, Italien durch den von England geförderten Aufstand der Derwische aus dem Nilthal gedrängt und genöthigt wurde, Kassala den Briten zu räumen, trübte die Stimmung zwischen den durch „traditionelle Freundschaft“ (Rudini) verbundenen Völkern. Italien muß auf Tunis, Abessinien, den Nil verzichten und möchte sich in Tripolitanien entschädigen. England erlaubts nicht; und giebt, in dem Vertrag vom einundzwanzigsten März 1899, den Franzosen, als Pflaster für Faschoda, das tripolitanische Hinterland. Im nächsten Jahr sind Hanotaux und Visconti-Venosta einig. Frankreich leiht den Italienern wieder Geld und kauft ihnen Waaren ab: die entente franco-italienne ist Ereigniß. Frankreich wird in Tripolis, Italien in Marokko den wiedergefundenen lateinischen Bruder am Vormarsch hindern. Der Dreibund? „Der Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen.“ (Minister Prinetti.) „In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen unser Land gerichteten Drohung werden.“ (Minister Delcassé.) So weit sind wir im Sommer 1902. Noch im Januar hat England von Malta die Kreuzer „Theseus“ und „Surprise“ nach Bomba und Tobruk geschickt, um an Tripolitaniens Küste seine Flagge zu zeigen und die Italiener vor einer Expansion in türkisches Land zu warnen. Laut ist in Rom ja schon gefragt worden: Andiamo a Tripoli? Herr Delcassé wirkt bei seinen londoner Gönnern für Italiens Sache. Unterstaatssekretär Bacelli muß im Parlament sagen, die Regirung denke nicht an die Annexion Tripolitaniens und der Kyrenaika. Das genügt; Italiens „Rechte“ auf diese Gebiete werden von dem Ministerium Salisbury anerkannt und King Edward giebt der Zuversicht Ausdruck, daß die anglo-italische Freundschaft nie enden werde. Mit Rußland (Giers, Iswolskij), Frankreich, England hat Italien seinen Handel im Reinen; der Dreibundvertrag schließt solche Ge-

schäfte nicht aus. Die Abwickelung ist nicht eilig. Wenn die Türkei aber zu erstarken scheint, Frankreich mit deutscher Nachhilfe Marokko seinem nordafrikanischen Imperium eingliedert und die Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich so unleidlich geworden ist, daß Britanien den seinem Concern Zugehörigen nichts versagen darf, dann ist Zeit, zuzugreifen. Sonst würde die günstigste Stunde versäumt. Wir dürfen nicht klagen. Warum ließen wir den Text des Vertrages vom zwanzigsten Mai 1882 ändern, das Vertragsinstrument völlig entwerthen? Unsere Schuld.

Noch aus Fehlern weiß der Kluge Zins zu ziehen. Nach dem italienischen Ultimatum mußte das Deutsche Reich in Rom den Vertrag kündigen. Höflich; der Botschafter durfte kein nach Tadel schmeckendes Wort über die Lippe lassen und nicht einmal andeuten, wie oft er im Lauf des Winters den Herrn der Consulta gebeten habe, das tripolitanische Abenteuer noch aufzuschieben. Da wir nicht Arm in Arm mit den Türken die Westmächte sammt Rußland in die Schranken fordern konnten, mußten wir dem Islam, der aus Deutschland zwar oft schöne Worte gehört, in Deutschland aber bis heute noch nie den Helfer aus Fährniß gefunden hat, mindestens zeigen, daß unser Weg von Italiens abbiegt. Die Demonstration wäre wirksam gewesen und hätte uns nichts gekostet.

1912. Die Schwachheit von Tunis und die Schlappe von Adua sind verschmerzt. Das Trachten, aus Italien, nach dem hübschen Wort des Herrn Charles Loiseau („L'Italie et la question d'Orient"), einen Regenschirm zu machen, den des Besitzers Hand nach keiner Seite hin mehr aufspannen kann, ist mißlungen. Die alte Frage „Nehmen wir Tripoli?" ist glorreich bejaht worden. Nicht eine halbwegs ernsthafte Schlacht verloren; nicht ein Schiff beschädigt. Blut ist geflossen, mancher Jüngling kehrt nie wieder ins Goldorangenland heim und die Staatskasse ist um eine halbe Milliarde ärmer. Haben nicht auch wir jede Kolonie, die dürrste mehr als einmal, mit Blut und mit Gold gedüngt? Ist der Werth Tripolitaniens und der Kyrenaika etwa geringer als des Herero- und Hottentotenbezirkes, der für kurze Abendstunden in Diamantenglanz prunkt? Deutsche Schiffe können, wenn die fratellanza latina und England ihnen die Kohlenzufuhr sperrt, in keine deutsche Kolonie gelangen. Von Katania nach Tripoli ist ein Katzensprung. Das letzte große, Europäern noch nicht unterthane Mittelmeerland. Tripolitanien

ist eine Wüste? Freilich: Saharaland; der größte Theil sandig und unbewohnbar. Doch die Zahl und der Umfang der Oasen ist, von Mechya bis nach Kufra, nicht gering; und muß die libysche Wüste ewig wüst bleiben? Moderner Technik bietet der alte Plan, die Sahara zu bewässern, kaum noch abschreckende Schwierigkeit. Der Sudanese ist ein billiger und guter Arbeiter. Und dicht bei Tarabolos-el-Rharb, der Tripolis des Westens, tragen auf dem von Pumpbrunnen und Kanälchen genäßten Saharaboden Pflaumen- und Pfirsich-, Citronen- und Orangenbäume Blüthe und Frucht; spendet das Riesendach eines unübersehbaren Palmenwaldes Schatten; reift Weizen, Gerste, Mais und jede Art europäischen Gemüses. Die Kyrenaika, mit dem (nach Herodots Libyerüberlieferung) durchlöcherten, Regen und Thau schenkenden Himmel, mit dem Grünen Berg (Djebel Akhdar: der Legendenstätte des Gartens der Hesperiden) und dem Rothen Hochland, dessen eisensalzhaltiger Humus die Wachsthumskraft aller Pflanzen ins Subtropische erhöht, ist ein üppige, Europäern wohnliche Ackerbaukolonie. Die Bai von Tobruk, die Schweinfurth für Hafenanlagen eben so günstig fand wie La Valette und Biserta, kann, zwischen West (Marokko, Algerien, Tunesien) und Ost (Balkan, Levante, Egypten, Kleinasien), eine Flottenstation von mitentscheidender Stärke werden. Daß der Sudan früher als Tripolitanien vergeben sein werde, konnte Gerhart Rohlfs nicht ahnen; war er deshalb ein blinder Gimpel, da er den Besitz der Syrtenländer höher als Tunesiens einschätzte? Doch die Wuth der Araber duldet, wie die zärtlichere der Frühlingssonne, nichts Weißes; die dauernde Sicherung der Herrschaft über Libyen ist nie gelungen. Niemals. Nur ist damit nicht bewiesen, daß sie auch dem Maschinengewehr, das in Minuten, ohne das Geräusch einer Gartenspritze zu übertönen, Abertausende hinstreckt, nicht gelingen könne. Schließlich: Italien hatte die egyptische und die tunesische Gelegenheit versäumt; ihm blieb keine Wahl. Was es jetzt erworben hat (die den Türken zugesagte Entschädigungsumme ist ein Pappenstiel und wird obendrein noch in Raten gezahlt), darf kein Nüchterner eine Kolonie ersten Ranges nennen; auch nicht, wenn in dem franko-italischen Geheimabkommen von 1901 (Delcassé-Prinetti) das Hinterland reichlich bemessen und die Oasenzone von Rhat bis Rhadames ihm zugezählt ist. Für Politik und Wirthschaft des Appeninen-

reiches wiegt es dennoch ungemein schwer; mögen Kaufleute, die langsichtige Wechsel nicht lieben, im Ton tiefster Verachtung das Geschäft schelten und Meinungmacher wieder, wie anno Marokko, trillern: „Welches Glück, daß Deutschland nicht solche Kämpfe zu führen hat!“ Dieser Kindertext hätte auch auf das Indien der Seapoyzeit und auf die Kapkriege gepaßt. Italiens Volk war nie so einig, von Turin bis nach Palermo von solcher Freude am Vaterlande durchglüht. Victor Emanuel und Giolitti müssen heute thun, als habe der Gedanke an Albanien nicht einmal im Traum ihr Hirn gestreift; noch morgen würde der Verdacht schädlich, daß ihr Streichholz ein Feuer anzünden wollte, an dem in Cetinje der Schwiegerpapa sein Süppchen wärmen kann. Auch übermorgen ist ein Tag. Die Volksphantasie hat neue Nahrung. Bald tost sie ins Blau, aus dem, wie Blinkfeuer, das Lichtbild einer Kaiserkrone funkelt. „Wir sind wieder Römer. Die Herren der ins Lateinerinteresse eingemörtelten Papstkirche. Valona ist unsere nächste Etape. Unser Arm umfängt die Adria. Spitze und Absatz unseres Küstenstiefels sind fortan Roms Hoheitzeichen im Joniermeer.“

Von Tunesien, von Tuareg, vom englischen Sudan aus ist das Syrtenreich leicht zu gefährden. Zwischen Sizilien und der weißen Citadelle von Tripoli liegt Malta; dem Kitchener ein stärkeres Geschwader erwirkt hat. Wer darf, nach einem Blick auf die Karte, wähnen, Italiens Herz müsse vom neuen schnell sich wieder zum alten Dreibund wenden? Rußland hat die Türkei unter dem Druck ängstigender Drohung gehalten. England ihr den Weg durch Egypten, auf dem sie Truppen nach Benghasi schicken konnte, verriegelt und damit ihre Niederlage entschieden; dann auf dem Balkan die Zündschnur gezogen und dem von fünf Heeren bedrängten Sultan den Friedensschluß abgepreßt. Italien wirds nicht vergessen; und ist fürs Erste mindestens, mit noch vergrößertem Besitz offener Küsten, mehr als je zuvor auf Englands Freundschaft angewiesen. Wie lange? „Italien wird bald die meisten europäischen Mächte um sich geschaart sehen. Egypten, Tripolis, Tunis, Algerien sind die von der Natur uns bestimmten Kolonien. Englands und Frankreichs Versuche, die glorreiche Römerzeit aus dem Grab zu rufen und in Nordafrika das von der Natur uns Italienern zugedachte Patronat an sich zu reißen, sind fruchtlos geblieben. Wir dürfen niemals vergessen, daß in Egypten fünfzehntausend Italiener

leben, daß in Algerien und Tunis die Zahl unserer Volksgenossen noch größer ist und daß an allen Küsten der Italerstamm in den Künsten, in Handel und Industrie herrscht.“ Als Campo Fregoso, vor vierzig Jahren, in dem Buch über Italiens Primat diese Sätze veröffentlicht hatte, nahmen die Leser sie nicht allzu ernst. Der Größenwahn der Römerenkel war ja nicht neu und ihre Megalomanie schien der Nachbarschaft nicht gefährlich. Daß den Italienern die Herrschaft über Nordafrika gebühre, hatte Mazzini Jahrzehnte lang gekündet. In England dachten die Politiker wie Stockmar, der den Prinz-Gemahl an die Pflicht mahnte, Italien zum Kampf gegen Frankreich zu stärken. Thiers kannte den lateinischen Vetter; hatte vorausgesagt, daß Italiens Dankbarkeit so lange währen werde wie seine Schwäche; und konnte lächeln, als Rochefort und Clemenceau riethen, Korsika den Italienern zurückzugeben, die gerade die Ueberrumpelung Tunesiens planten. Ist die Thatsache, daß auf diesen Plan erst verzichtet wurde, als der Großwesir Ali Pascha mit einer Flottendemonstration drohte, nach den Inselsiegen der Römermarine schon völlig vergessen? Im Heilsjahr 1912 sieht das Weltbild freilich anders aus. Egypten britisch; Marokko, Algerien, Tunesien französisch; Tripolitanien und die Kyrenaika italienisch; die Türkei aus ihrer letzten Afrikanersestung verdrängt und auf den Schutz durch ungestüm schwankende Araberlaune angewiesen. Und Victor Emanuel ist der Freund des russischen, der Schwiegersohn des montenegrischen Nika, der Schwager des Serbenkönigs; mit seinen Gefühlen und Machttrieben dem Balkan verlobt. Schon wird die Adria wieder der Golf von Venedig genannt und von der Nothwendigkeit des „adriatischen Gleichgewichtes“, noch leise, gesprochen. Schon redet Rom mit, wenn über Albanien verhandelt wird; und aus dem Blick, der die Handelsblüthe Triests und Antivaris, Fiumes und Cattaros streift, funkelt neidige Gier. Tunis ist, mit dem Sizilien so nahen Biserta, an die Franzosen verloren; und unvergessen noch das Ausplauderwort des Marineministers Pelletan: „Im Besitz von Biserta, von Korsika, das wie eine geladene Pistole aufs Herz Italiens zielt, und von Toulon können wir, trotz Gibraltar und Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür offen halten.“ Auch wider ein neues Römerimperium, das im Syrtenmeer, bis fast an Kretas Küste, herrscht und von Brindisi seine „natür-

liche Einflußsphäre" bis nach Valona geweitet hätte? Unter neuem Himmel soll ein Theil des Traumes, der Mazzini und Campo Fregoso einst tröstete, nun Wirklichkeit werden. Die Excellenz Giolittis haben Skrupel nie geplagt. Um sich auf der Machtzinne zu halten, wird er seine Sünderseele dem Teufel verschreiben (der längst die Erste Hypothek darauf hat). Den Briten zuraunen, daß er im mediterranischen Reich nur ihre Geschäfte besorge. Mit den Wienern äugeln und ihnen schwören, daß er die Existenz des Albanerlandes vergessen, den alten Narbenschmerz in der Adria-flanke ausgeheilt habe. Den Südslawen betheuern, daß Oesterreichs Uebermuth zugleich mit der Türkenmacht zerbröckeln werde, die Stunde der Rache und gesättigter Großserbensehnsucht also nah sei. Den Berlinern vorschwatzen, nur Frankreichs Absicht, auch das letzte Stück nordafrikanischer Erde zu erraffen, habe ihn zu der Expansion nach Tripolitanien gezwungen, und, mit dem Schwurfinger auf dem Mittelstück des Bündnißvertrages, geloben, daß am Rhein und am Fuß der Alpen die Bersaglieri das Deutsche Reich gegen Gallierwuth vertheidigen werden. Dieser Ritter des Schwarzen Adlers macht wirklich Alles und hat den Rumpf, der einen manchmal tollkühnen Schlaukopf trägt, mit allen Salben des nahen und fernen Orients geschmiert. Fratellanza latina? Auch dieses (etwas abgestandene) Gericht kann, wenns verlangt wird, aufgewärmt und mit einer rasch zurechtgequirlten und gewürzten Sauce dem Hunger hingerückt werden. Warum denn nicht? Noch soll ja, vor festem Balkanfrieden, der Kampf ums Mittelmeer nicht beginnen; der Bruder nicht dem Bruder mißtrauen lernen. Nikolai Alexandrowitsch heischt die sichtbare Wiederkehr franko-italischer Freundschaft (l'honneur et l'argent). Und der kluge Schachspieler hält sich, so lange es irgend geht, auf dem Brett alle Felder offen.

England hatte gehofft, die Türkei werde den neuen Stoß nicht überdauern und, zunächst, dem Sultan ein Gegenkhalif erstehen, den, in Arabien, englischer Einfluß sacht schmeidigen könnte. Noch siehts nicht danach aus. Welcher Nutzen ist dann aber von dem Krieg für Britanien zu hoffen? Rußland verräth Lust zur Bethätigung der langsam wieder erstarkenden Stoßkraft. Und Italien läßt sich, vor Aller Augen, mit ihm ein, weil der größte Theil der Britenflotte aus dem Mittelmeer in die Nordsee gezogen ward. Da bleibt manche gefährliche Kombination denkbar. Die mediterra-

nische Herrschaft ist keine Ramschwaare. Was da unten im Dunkel wächst, schmeckt dem Gaumen des verwöhnten John Bull eines Tages vielleicht so sauer und salzig wie an der Jonierschwelle dem Kranken die Kolbenähre des schmarotzenden Cynomoriums. Eine zweite Nordsee? Eine, die der zur Vertheidigung Egyptens und Indiens Gezwungene durchqueren muß? Das wäre der Anfang vom Ende des Weltrichteramtes. Höchste Zeit, nach dem Rechten zu sehen. Die Herren Asquith und Churchill treffen auf Malta Lord Kitchener, den „Agenten“ und Fellachenschützer am Nil.

Die Minister waren von Gibraltar gekommen. Da horstete einst die Macht der Phoiniker, dann des Berberhäuptlings Tarik. Dessen Burg erobert, im fünfzehnten Jahrhundert, ein Herzog von Medina-Sidonia. Karl der Fünfte baut sie zu einer Festung aus, die für uneinnehmbar gilt, 1704 aber vom Admiral Rooke überrumpelt und, wie Minorka, im Frieden von Utrecht dem legitimen Herrn nicht zurückgegeben wird. Britania ist im Besitz, wohnt also in sicherem Recht und kann das Mittelmeer nach Willkür öffnen und schließen. Der Suezkanal giebt ihm einen Ausgang. Was England dem Erdosten verkauft, was es an Nahrungmitteln und Rohstoff von ihm einhandelt, muß durch diese Meerschleußen. Flattert über ihnen nicht mehr der Union Jack, dann ist Egypten gefährdet, Indien nicht vor Erobererdrang und Aufruhr zu schützen, das britische Afrika bequemem Handel verstopft. Von Gibraltar aus sind alle Schiffe zu überwachen, deren Kurs zwischen die Säulen des Herakles weist. Zu überwachen; nicht, wie in den Tagen der Segelschiffahrt, zu vernichten. Die Felsfestung, die lange der Schlüssel zum Mittelmeer hieß, ist nur noch ein nützliches Observatorium; und selbst der Wachtdienst ist nur verbürgt, wenn moderne Kriegsschiffe ihn leisten. Der mit Kanonen gespickte Fels, an dem eine von Briten, Spaniern, Maltesern und Juden bewohnte Kleinstadt klebt, vermag mit seinem Feuer einer Flotte, die sich dicht an der afrikanischen Küste hält, kaum zu schaden. Seine Wälle und Bastionen, die vier Jahre lang dem Ansturm der franko-spanischen Truppen trotzten, schrecken keinen starken Feind mehr. Schon vor zwölf Jahren hat im londoner Unterhaus der Abgeordnete Gibson Bowles die Seefestung Gibraltar „eine Nationalgefahr“ genannt. Sie kann nicht ernstlich schaden, von der Artillerie eines gut gerüsteten Feindes aber schnell so

geschwächt werden, daß ihre Kraft nicht einmal zum Schutz der unter ihren Schirm gestellten Geschwader ausreicht. Manches ist, mit Millionenopfern, seit der Zeit der Rawson, Gibson Bowles und Goschen gebessert worden. Doch der strategische Werth und die Abwehrfähigkeit Gibraltars war um keinen Preis der Entwickelung des Geschützwesens anzupassen. Der Schlüssel ist rostig geworden. Die Stunde, in der er das Mittelmeer öffnet oder verschließt, kann, nach dem Urtheil der Sachverständigen, nie wiederkehren. Und drüben herrscht, vom Cap Spartel über die spanischen Presidios hinweg bis ans Cap Bon, Frankreich, das den Briten nicht immer befreundet war, nicht immer zu Vasallendienst willfährig sein muß. Eine zweite Nordsee? Der Weg nach Suez und Aden?

„Ihr sitzt in London, strafft auf einem ländlichen Golfplatz die Muskeln oder schlürft an der Azurküste Sonne und Soda. Ein wahrer Segen, daß Ihr jetzt gezwungen seid, aus eigenem Auge zu sehen, was ist; die Gefahr fürchten und ihr vorbeugen zu lernen. ‚La guerre est une affaire de positions', sagte Bonaparte, der, trotz Trafalgar und Waterloo, kein Rindvieh war. Und unsere Positionen sind nicht mehr so bombensicher wie in der Zeit meines Ingenieurfeldzuges in den Sudan. Gibraltar ist eher Große Oper als abschreckende Wirklichkeit. Malta? Das läßt die Mühe nicht unbelohnt. Araber und Wikinger, Phoiniker und Karthager haben sich dieses Besitzes gefreut und Roms Triremen hier nach mancher Sturmfahrt gerastet. Damals kam Paulus, der tarsische Jude, her; und seine Saat ist so üppig aufgegangen, daß der Papst auf dem Eiland seine Getreusten hat und der von den Türken aus Rhodos verjagte Johanniterorden von den Insulanern wie der Retter aus Seelennoth empfangen wurde. Wichtiger ist für uns, daß Malta seit Solimans Tagen für uneinnehmbar galt und mit Waffengewalt seitdem auch nicht erobert worden ist. Wie wir, nach zweijähriger Belagerung, 1800 dazukamen, weiß der Mann auf der Straße. Thut nichts. Die Malteser lieben uns nicht, sind unserem Wesen fern und fremd wie am ersten Septembertag nach dem Einzug unserer Kerle; aber wir wären nicht, was wir sind, wenn wir mit zwölftausend Mann Garnison nicht zweimalhunderttausend Mittelmeermenschen besser in Ordnung hielten, als Normannen und Vandalen, Araber und Byzantiner mit größerem Heeresaufwand je vermochten. Haben die Leute der Citta nicht zwei

Tage lang vor Wonne geheult und dem Gouverneur die Pferde ausgespannt, weil wir den Buren Ladysmith aus den Klauen gerissen hatten? Um unsere alte Königin nicht wie um eine Mutter getrauert? Daß Chamberlain sich hier allzu steif zeigte, die Anglisirung der Insel allzu laut ankündete und Beiträge zur Reichsvertheidigung forderte, war nicht gerade klug. Als unser weiser König Eduard am Krönungtag dann den wunderlichen Eid geleistet hatte, der ihn, den Freund der allerchristlichsten Potentaten, zum Kampf wider Roms Irrglauben verpflichtete, wurden die Frommen hier erst recht kopfscheu. So darf mans nicht machen. Warum mußte die neue Prachtstraße durchaus Chamberlain-Avenue heißen? Warum konnte sie nicht, nach dem Wunsch der Loyalsten, den Namen des Herzogs von York tragen, der schließlich doch ein so guter Engländer ist wie unser Joseph aus Birmingham? Mit Alledem haben wir die Leute verärgert; und mit der Aechtung der Italienersprache uns alle Agitatoren Roms auf den Hals gehetzt. Solcher Unfug darf nicht dauern. Mich schilt man einen Tyrannen und Henker; wenn ich auf einem Hauptglacis des Reiches je aber so gewirthschaftet hätte, wäre ich wohl nicht der Ehre gewürdigt worden, mit so ansehnlichen Vertretern der Majestät hier im Rath zu sitzen. Mittelmeer, werthe Gentlemen! Nicht nur auf Malta wohnen Malteser; in Algerien, Tunis, Tripolis, Gibraltar, Biserta wimmelts von ihnen. Mußten wir sie uns zu Todfeinden machen? Konnten wir sie nicht im verschrammten Römertopf ihrer alten Sitte schmoren lassen und uns mit einer bis in die Grundmauer britischen Citadelle begnügen? Jetzt stänkert das Volk auf italischem und französischem Boden herum, schachert mit seinem Märtyrerleid und lockt uns, wenns mal ernst wird, schwankende Gemüther ins feindliche Lager. Nicht zu ändern. Nicht zu fürchten, so lange wir die Stärksten sind. Sorgt, daß die Wunde verharsche und aus dem Lügenpomp der Inschrift, die Ihr am Hauptthor von La Valette laset, bald Wahrheit werde. Die Stimme Europas hat uns, im Pariser Frieden, als rechte Erben der Johanniterinsel bestätigt (weil sie nicht anders konnte); von der ‚Liebe der Malteser' zeugen einstweilen nur die Lettern am Stadtportal. Unsere Zuversicht stützt sich darauf, daß hinter diesem Portal zwölftausend englische Soldaten zu Wehr und Angriff bereit sind und im Hafen Panzer, Kreuzer, Torpedos, Zerstörer des Kommandowinkes

harren. Als Flottenstützpunkt, Proviantmagazin, Flickwerkstatt, Kohlenlager und mediterranische Basis ist Malta uns unersetzlich. Wir dürfen nicht warten, bis die Dominions mit ihren Geschwadern die Peripherie schützen und wir nur das Reichscentrum zu vertheidigen haben. Dürfen nicht, um in der windigen Nordsee riesenstark zu sein, alle Schiffe modernen Typs aus dem Mittelmeer heimwärts ziehen. Was haben wir denn? Zwischen dem veraltenden Gibraltar und Malta (achtzehnhundert Kilometer) nichts; nicht die lumpigste Hafenecke. Allenfalls noch Alexandria und die Sudabai. In diesem ganzen Revier, ohne dessen Beherrschung es noch keine dauerbare Weltherrschaft gab, sind wir Fremdlinge; Feinde, deren Joch man trägt, weil mans noch nicht abschütteln kann. Heimlos, ungeliebt, nur auf unsere Macht gestellt. Und unter unserem Auge, unter unserem Patronat sind große Mittelmeermächte entstanden oder auferstanden. Wie weit ists von Biserta und Tripolis bis nach Malta? Können die Dreadnoughts, die auf österreichischen und italienischen Werften gebaut werden, nicht eines Abends vereint in die Schlachtlinie dampfen, statt gegen einander zu feuern? Seid Ihr gewiß, daß der zerzauste, zerbeulte Islam ruhig bleibt und nicht eines nahen Tages gegen die Reichsgewalt aufsteht, die seinen Hilferuf überhörte, Italien frei schalten ließ und am Nil und am Ganges doch musulmanischer Rachsucht gefahrlos erreichbar ist? Wer schützt Egypten und den Weg nach Indien, wenn bei Port Said die Flamme auflodert und der Herr Vetter die Konjunktur für sein theures fatherland ausnützt? Solche Fragen umdrängen mich, der für die Ostsphäre verantwortlich ist, auf dem Platz der Türken, die weder Geld noch Schiffe hatten, reiche Großmächte mit rasch wachsenden Marinen sieht, nicht, wie Nelson einst, in Neapel und auf Sizilien wie in britischen Provinzen gebieten kann und deshalb feste Siegesbürgschaft verlangen oder aus dem Amt scheiden muß. Geht von hier nach Biserta und betrachtet, neue Römer, dieses neue Karthago. Wir haben keinen solchen Hafen im Mittelmeer. Die Besitzer sind, die Franzosen, unsere Freunde? Seit wann und wie lange? Entente cordiale: Wort und Begriff sind mir zu französisch. Ein Karthago, scheint mir, muß man zerstören oder sich ihm verbünden; nicht mit Guirlanden, versteht sich. Da die allgemeine Wehrpflicht, selbst wenn sie durchs Parlament zu peitschen wäre, zu spät wirksam würde, bleibt uns,

wie mich dünkt, nur eine Wahl: Pool mit Frankreich oder mit Deutschland. Sind die Franzosen entschlossen, im Mittelmeer unsere Interessen zu heirathen, den Hauptthell des Wachtdienstes auf sich zu nehmen und uns dadurch zu entlasten, dann können wir für jeden Fall franko-deutschen Krieges (wer offen anzugreifen wagt, ist eine Regiefrage) uns der Republik zum Beistand verpflichten. Dann sind wir gegen den nächsten Schrecken assekurirt und haben Muße, die Dominions zum Außendienst für das Imperium zu erziehen. Sonst? Ohne gesicherte Seeherrschaft hören wir auf, zu sein. Und gesichert ist sie nicht, wenn wir Phrasen knabbern, während Deutschland Menschen und Schlachtschiffe zeugt."

1914. Was der eiskalte Menschentechniker Kitchener wollte, ist erlangt: die Wacht im Mittelmeer auf Frankreich abgeladen. Das darf Italien dulden; weil es Tripolitanien hat. Im Juli 1890 sprach Salisbury zu Crispis londoner Agenten: „Aendert sich das Machtverhältniß im Mittelmeer, das niemals unter Frankreichs Herrschaft kommen darf, auch nur im Allergeringsten, dann müssen Sie sofort Tripolis besetzen. Hoffentlich bleibt uns noch Zeit. Jetzt würde der Sultan Ihnen den Krieg erklären und Rußland hinter sich haben, dem die Gelegenheit willkommen wäre, in Afrika für den Khalifen zu fechten und ihn in Europa und Asien zum Vasallen zu erniedern. Italiens Vorstoß nach Tripolis wird stets das Signal zur Auftheilung der Türkei sein. Diesem Schicksal kann sie freilich nicht entgehen; aber man muß die Großmächte und besonders die Oeffentliche Meinung Englands darauf leis vorbereiten. Herr Crispi muß handeln wie der Jäger, der, ehe er anlegt, den Hirsch erst in Schußweite kommen läßt, damit ihm das verwundete Wild nicht noch entlaufe." Crispi antwortet: „Die Türkei hat nur die Kraft der Schwachen; sie kann nur trachten, die Starken zu entzweien, die Manches hinnehmen, um sich vor unangenehmer Ueberraschung zu wahren. Dieses Vorrecht des Sultans darf aber anderen Mittelmeermächten nicht die Vertretung ihrer Rechte beschränken." Er will warten; ist Tunis französisch, dann streckt auch Italiens Arm sich übers Meer. Oesterreich-Ungarn (Kalnoky) „hat kein Bedenken, kann aber in einem etwa entstehenden Krieg nicht Italiens Genosse sein." Herr Ribot, der Finanzminister von heute, leitet das Auswärtige Amt und möchte gar zu gern wissen, ob Italien im Dreibund bleiben werde. Crispi: „Mancini erbet-

telte den Einlaß in das deutsch-österreichische Bündniß, weil wir damals von Oesterreich bedroht, von Frankreich schlecht behandelt, von Deutschland verachtet wurden. Bismarck hatte ja 1879 gesagt, ein paar austro-ungarische Regimenter würden uns schnell in Vernunft zurückschrecken. Ich werde nie dulden, daß Italien wieder einsam wird und sich Demüthigungen aussetzt." Das war einmal. Nach Crispis Sturz tauchten Pläne auf, die der als „Megalomane" Verhöhnte kaum zu träumen wagte. Verständigung mit England, Frankreich, Rußland, den Balkanhäuptern. Neuer Drang nach Albanien. Alte Sehnsucht nach dem Trentino. Zwanzigmal wurde hier gesagt, daß der Dreibund nur für die Dauer der Friedenszeit gelten könne. Daran hätte auch der vierte Kanzler nicht gezweifelt (und deshalb den Weg nach Algesiras gemieden) wenn der Abschluß des franko-italischen Geheimvertrages über Marokko und Tripolitanien früh genug nach Berlin gemeldet worden wäre. Visconti-Venosta konnte nicht anders stimmen.

Daß es, mit seinen langen Küsten und gefährdeten Hauptstädten, Englands Angriff nicht herausfordern dürfe, hat Italien immer offen gesagt. Und der Befehl, gegen Frankreich, für Oesterreich zu kämpfen, wäre nicht ausgeführt worden und hätte das Haus Savoyen die Krone gekostet. Nur die Begründung der Neutralität gab uns also ein Recht zu Beschwerde; seit sie veröffentlicht ward, zetern unsere Feinde: „An alle Weltecken klebt Deutschland die Behauptung, es sei überfallen worden, und billigt dennoch die Erklärung seines Bundesgenossen, Italien sei in einem Angriffskrieg Deutschlands und Oesterreichs nicht zu Beistand verpflichtet. Wodurch die Unwahrheit der Plakatangabe bündig erwiesen ist." Auch aus dem Wort San Giulianos über den „schwarzgelben Leichnam" und aus Salandras sittsamer Abkehr von einer Staatsmoral, der Macht vor Recht gehe, konnten sie Allerlei münzen. Italien will mitschlürfen, wenn, an der Seealpenküste oder auf der Adriaseite, sein Nachbar aus vollem Napf löffelt. Wie es handeln wird, lehrt der Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert seiner Geschichte ahnen; drum wurde das Wichtigste hier noch einmal angedeutet. Daß Fürst Bülow in Nothstandszeit die Bürde des Botschafters auf sich genommen hat und sich bequemen will, dem Wink der Herren von Bethmann und von Jagow zu gehorchen, muß Deutschland ihm danken: als die That Eines, der die Sache über

den Dunstkreis persönlicher Empfindung hebt (und vielleicht, wie Bismarck an Augustens Tisch, denkt, wo er sitze, sei, überall, „oben“). Der Botschafterdreibund Krupenskij-Rodd-Barrère (diesen kranken Camille hofft Herr Jules Cambon zu beerben) wird genöthigt sein, mit dem revenant, dem Ordensvetter des Königs, zu rechnen. Und wenn der Kömmling tüchtige Gehilfen kürt, bleibt uns bald wohl wenigstens das ekle, von der Feindschaft bejauchzte Schauspiel erspart: daß in dem neutralen, auf Pergament uns verbündeten Staat Deutschlands Krieger, Fürsten, Bürger täglich roher beschimpft werden als im Bereich der lebendigen Trias.

Brandzünder.

Wann (hat schon manche Sehnsucht gefragt) wird, endlich, wieder Friede? Jetzt ist der Frage bündige Antwort geworden. Von dem italischen Grafen Ugo Baschieri, neben dem der Landsmann Cagliostro ein armer Stümper scheint. Denn der edle Graf hat nicht nur in Südamerika, wo er 1906 das Erdbeben von Santiago vierzehn Tage vor dem Beginn ankündete, den Ruf des zuverlässigsten Propheten erworben, sondern auch am letzten Juliabend des Unheilsjahres 1914, in einer Spiritistensitzung, deren Protokol von einem Major, einem Maler und zwei Frauen beglaubigt wurde, gerufen: „In dieser Stunde wird, dicht beim pariser Boulevard des Italiens, ein Politiker gemordet.“ Und wahrlich: in dieser Stunde hatte in der bezeichneten Gegend ein Schuß den rothen Redner Jean Jaurès getötet. So glatt haben die Propheten des Alten Testamentes, große und kleine, ihr Geschäft niemals abgewickelt. Und welche Gewißheit kommt nun von des Sehers Lippe? „Am siebenundzwanzigsten April 1915, an einem Dinstag, wird der Friedensvertrag, den der Dreibund dem besiegten Deutschen Reich abgezwungen hat, unterzeichnet werden. Der Kaiser wird dann erkennen, daß seine Politik, eines Barbarenhäuptlings, gescheitert ist, und sich selbst töten.“ Abgemacht. Die Ankündung, zwischen dem vierzehnten und dem achtundzwanzigsten November 1914 werde fürchterliches Verhängniß Deutschland heimsuchen, ist nicht Wahrheit geworden. Zweifelsucht ist auch noch nicht felsfest überzeugt, daß die Russen, wie Rennenkampfs tröstender Armeebefehl ihnen verhieß, um die Jahreswende in berliner Winterquartiere einrücken oder, wie ein Minister Georgs weissagte, am Tag nach der Weihnacht, hinter einem Kosakenhetman, als

Eroberer durchs Brandenburger Thor marschiren werden. Immerhin wissen wir nun, wann und wie Friede wird. Da von diesem Odinstag weströstlicher Wonne noch fast fünf Monde uns trennen, bleibt zulängliche Frist zur Durchschnüffelung und Erziehung der entarteten Deutschen. Die wird nicht versäumt. Zuerst wurden wir, sicher gegen den Wunsch des stillen und starken Strategen, mit einem drei Monate alten Armeebefehl des Generalissimus Joffre „geohrfeigt“ (pariser Stimmungausdruck), der am zehnten September, nach dem Franzosenerfolg an der Marne, sprach: „Die Sechste Armee hat fünf ganze Tage lang, ohne Rast und Sturmpause, einen an Zahl starken, durch den Erfolg ermuthigten Gegner bekämpft. Der Kampf war hart; die Verluste und Anstrengungen, den Mangel an Schlaf und manchmal an Nahrung: Alles habt Ihr, obwohl das Euch Zugemuthete jede Vorstellung überstieg, mit einer tapferen, unbeugsamen Ausdauer ertragen, die kein Wort nach ihrem Verdienst würdigen kann. Im Namen unseres Vaterlandes hat der Feldherr von Euch, Kameraden, mehr als bloße Pflichterfüllung geheischt. Eure Antwort war eine Leistung, die alles möglich Scheinende hoch übertraf. Euch ist zu danken, daß der Sieg unsere Fahnen krönte. Und Ihr werdet ihn, dessen beglückenden Ruhm Ihr nun kennet, nicht wieder entschlüpfen lassen. Habe auch ich irgendwie nützlich mitgewirkt, so bin ich nun durch die höchste Ehre belohnt, die eine lange Kriegerlaufbahn mir einbrachte: durch die Ehre, an der Spitze von Männern Eures Schlages zu stehen. Mein Dank für Eure That kommt aus des Herzens Tiefe; denn Euch schulde ich, daß ich ans Ziel vierundvierzigjähriger Mühsal und Kraftanspannung kam und die Rache für 1870 erlebe. Dank Euch! Ehre jedem Krieger der Sechsten Armee!“ Den Schreibern, die öffentlich meinten, der Erlaß werde uns wie eine Maulschelle treffen, sage ich (ohne Auftrag, doch aus dem Gefühl Alldeutschlands), daß wir die Freude des tapferen und klugen Feldherrn an der französischen Kämpferleistung durchaus begreifen, daß unsere Heerführer in ihm längst gern einen Mann hohen Ranges erkannt haben und daß der schlichte Ernst seines Dankerlasses uns nicht im Mindesten kränkt. Einen schlimmeren Ton schlägt der Aufruf amerikanischer Gelehrten an, den die Presse unserer Feinde seit acht Tagen eifernd verhökert. Antwort auf den unseligen „Aufruf an die Kulturwelt“ (das trübe berliner Machwerk, das, wie ich, ohne einem Baschieri zu ähneln, hier voraussagen mußte,

ringsum nur Schaden stiften konnte). Herr Church, Präsident der pittsburger Carnegie-Gesellschaft und Biograph Cromwells, hat sie verfaßt und an den Professor Schaper, den Schöpfer des berliner Goethe-Denkmals, adressirt. „Das zudringliche deutsche Werben um Amerikas Gunst weckt in meiner Brust des Mitleids Stimme. Um seinen guten Ruf wiederherzustellen, möchte Deutschland aus unserem Land einen ihm günstigen Spruch hören. Daß Lügen und Verleumdungen seiner Feinde unser Urtheil färben werden, braucht es nicht zu fürchten; unser Eifer, die Wahrheit zu finden, dringt durch die Oberfläche in die Tiefe der Dinge. Sie und Ihre Genossen behaupten, der Krieg sei Ihnen aufgezwungen worden. Das ist die Hauptfrage. Wird sie anders als von Ihnen beantwortet, dann steht Deutschland entwürdigt, entehrt vor dem Auge der Vernunft und darf nicht staunen, wenn seinen Feinden zugejauchzt und jede menschlichem Mitgefühl erlangbare Hilfe gewährt wird. Wir haben alle Akten und Urkunden, die zur Sache gehören, gründlich durchforscht und stützen auf sie, nicht auf Feindeslüge und leichtfertige Zeitungartikel, unser Urtheil. Das aber muß Sie verdammen. Wer wollte den Krieg? England? Gewiß nicht; sein Heer war ja nicht fertig; kann vor dem Frühjahr nicht in voller Bereitschaft sein. Frankreich und Rußland? Nicht einer der Unterzeichner Ihres Aufrufes könnte, wenn ihm der urkundliche Beweis bekannt wäre, diese Behauptung aufrecht erhalten. Oesterreich hat, durch sein vernunftwidriges und unbarmherziges Handeln gegen Serbien, den Krieg begonnen; und Deutschland hat den Mächten angekündet, daß es jeden Abwehrversuch gegen Oesterreich mit der Waffe ahnden werde.“ Danach folgt die bekannte Litanei über die Mißhandlung Belgiens und die bethmannische Selbstanzeige deutschen Völkerrechtsbruches. „Weit hat der deutsche Geist sich von dem großen Philosophen Kant entfernt, dessen Kategorischer Imperativ uns, Allen, neue Goldene Lehre gab; mit dem sinnlichen Materialismus Nietzsches und dem gottlosen Kriegstraum Treitschkes hat er sich gemästet, aus dem unverhüllten Blutdurst eines Generals von Bernhardi und der schlaffen Moral eines Bülow Gift gesogen. Im Grunde hat der Krieg schon begonnen, als Wilhelm der Zweite den Thron bestieg. Seine eigenen Kinder wurden ja von frühster Jugend an gewöhnt, sich als Soldaten zu fühlen und für Metzelei vorzubereiten; sogar seine Tochter kennen wir Amerikaner nur von Bildern, die sie in

Oberstenuniform zeigen. Und wie diese Kinder, so wurde die ganze Jugend des Reiches erzogen. Der Kaiser, seine Kinder, seine Soldaten, Staatsmänner und Professoren sehen in den Deutschen das auserwählte, jedem anderen überlegene Volk und wollen durch einen Krieg der Welt ihre Herrschaft aufzwingen. Uns, in Amerika, gilt Menschlichkeit aber mehr als ein dünkelhafter, nur zu Zerstörung fähiger Nationalismus: und deshalb müssen wir Ihrem Kaiser fluchen, der seine Truppen zwingt, in einem abscheulich blutigen Streit ihre Brüder zu schlachten und von ihren Brüdern geschlachtet zu werden. Dieser Krieg ist ein Verbrechen; und Scham und Grauen ist in uns, da wir sehen, daß er das Werk eines christlichen Volkes ist. Diese Schuld können Sie niemals abschütteln. Sie waren so stark gewaffnet und vertheidigt, daß einer Welt nicht gelungen wäre, in Ihre Grenzen einzubrechen. Alle Meere trugen die Schiffe Ihrer großen Nation, auf den fernsten Märkten verkaufte sie ihre Waare und sie wurde als ein Hort edler Menschlichkeit geehrt. Spurlos ist jetzt all diese Großthat vernichtet; Deutschlands guter Ruf ist geschändet und es kann in einem Halbjahrhundert nicht zurückgewinnen, was es, in drei Monaten, an seelischen und an sinnlich faßbaren Werthen, verloren hat. Ob Du, Deutschland, nun siegst oder unterliegst: das geachtete, wahrhaft friedliche, bescheiden, nicht prahlerisch, vorwärts strebende Kulturland der Luther, Goethe, Beethoven, Kant ist gestorben; und ein an altem Ruhm reiches Volk muß, durch Finsterniß und Mord, weiterschreiten, bis sein Gewissen es endlich treibt, die Waffen hinter seine Grenzen zurückzutragen. Erst dann, Deutschland, darfst Du hoffen, durch Weltgerichtsspruch von unsühnbarer Schuld begnadigt zu werden." Wir dürften solche Professoren rauher schelten, wenn nicht auch unsere der Sünde bloß wären. Nicht alle, deutscher Gottheit sei Dank; doch ein lärmsüchtiges Häuflein, dessen Schimpferei und Konjunkturschnüffelei unseren Weltverrufe eben so hastig fördert, wie, dicht dahinter, das Jammergekribbel der Kriegsliedermacher thut. Neben den Professoren, die künstlich erhitzte Reden und Artikel ausspeien, scheint der nüchterne Strauß, der 1870 wider Renan stritt, ein lichter Immanuel, neben den Hauptmännern deutscher Versbesohlanstalten der Schlachtbeter Körner die köstlichste Frucht aus Apollons Lenden. Was wird, unter dem fünften Mond nun schon, geschwatzt, geschmiert, bereimt! Wir sind noch nicht so arm, wie Ihr, Church & Co., glauben müsset, wenn Ihr sehet, mit

welcher flinken Wucht die Maeterlinck, Rostand, Verhaeren, Kipling, Rolland unsere Kerlchen, die Friedensmaurerpariirer und Heerverächter von gestern, in den Sand strecken und wie kräftig manches Fremdlings Stimme deutsches Kathedergekeif übertönt. Wozu der Lärm? Feinde und Neutrale sind im Rechtsbezirk, wenn sie sich auf die Forderung stellen, daß über den Ursprung des Krieges öffentlich nur mitspreche, wer alle wesentlichen Akten, die in London, Berlin, Paris, Petersburg, Brüssel veröffentlichten, sammt Greys klarer und sachlicher Rede vom vierten Augustabend und dem letzten wiener Rothbuch ernstlich durchgearbeitet hat. Der Augenschein lehrt, daß die Kenntniß vieler Lehrer, verwitterter oder entgleister Staatspfründner dieser Forderung nicht genügt; der Ohrenschall, daß ihre Häufung erweislich falscher Angaben dem Ruf deutscher Redlichkeit und Gründlichkeit arg schadet. Wozu der Lärm? Wahr dünkt mich, heute noch nothwendig und vollauf zulänglich, was ich am ersten August hier sprach: „Wir stehen nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Recht oder Unrecht: wir stehen oder fallen fürs Vaterland. Siegen wollen wir. Siegen müssen wir. Rängen wir die Trias nicht nieder: was hülfe die Anerkennung, daß unser einfältiger Biedersinn überrumpelt ward? Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das Recht. Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann wohnte in seiner Kraft das Recht zur Vorreckung über die deutsche Menschheit."

Daß dieses Recht in ihm niste und aus ihm wirke, wird, mit der bewährten Mischung aus Ruß und Spindelöl, seinem Hirn täglich eingeschwärzt. „Seit drei Monaten kommen die deutschen Heere von der Klippe des Aisne und den Sümpfen des Yser nicht los; den herrlichen Plan, noch im August Paris zu besetzen, mußten sie aufgeben und auf den Ausweg, der nach Calais führen sollte, verzichten. In Ostpreußen und Polen sind sie von den Russen in die Enge gedrängt. Das vorsichtigste Urtheil muß sagen, daß die deutsche Macht, zwischen zwei Feuern, sich in einem grausigen Hin und Her verblutet. Und in dieser Lage brüten Deutschlands Köpfe den Wunsch aus, den Erdkreis einzujochen, Frankreich zu vernichten, England zu erdrosseln, Rußland aus Europa zu jagen, das Weltall in Ketten zu legen. Diese Leute sind toll. Um Deutschland, das seine Ostmarken schon von den Russen überschwemmt sah, und den jäh aus seinem Triumphtraum erwachten Kaiser zu beruhigen, bietet man ihnen das Schauspiel eines Eintagssieges

in Polen. Die schlechteste Strategie war immer die der Politik dienstbare; ein Staatshaupt, das zu politischem Zweck einen Sieg fordert, beschwört die Niederlage herauf. Rußlands Größe wurzelt in seiner Geduld. Und es darf geduldig sein, weil es ungeheuer groß und seine Kraft unversiechbar ist. Je tiefer die Deutschen in Polen eindringen, desto schneller schwinden die Vortheile, die ihnen im deutschen Grenzgebiet die Fülle der Eisenstrangwege bietet. Die Gründe, die Peter und Alexander bestimmten, Karl den Zwölften und Napoleon auf den Weg nach Pultawa und Moskau zu locken, haben an Gewicht nicht verloren, sondern, seit der Erfindung der Eisenbahn, noch gewonnen. An einem einzigen Novembertag, dem sechsundzwanzigsten, haben die Russen, auf zwei Fronten, viertausend Deutsche und siebentausend Oesterreicher gefangen und dreißig Kanonen und zwanzig Maschinengewehre erobert. Im englischen Unterhaus hat Herr Lloyd George seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß Englands Mark, für den selben Kriegszweck und zu den selben Bedingungen, der Reichswehr fast neuntausend Millionen Mark geliefert hat und daß hunderttausend Kleinrentner dazu mitgewirkt haben. Ehe das Haus sich bis zum zweiten Februar vertagte, sagte Herr Winston Churchill, seit dem Kriegsbeginn habe Deutschland wohl weniger Unterseeboote, aber mehr Kreuzer als England verloren. Am Schluß des Jahres 1915 könne Deutschland drei, England fünfzehn neue Panzerschiffe haben; wenn Deutschland jeden seiner Superdreadnoughts behalte und England in jedem Monat einen verliere, bleibe den Briten noch immer ausreichende Ueberlegenheit. Aus Czernowitz wird, über Bukarest, gemeldet, daß die einziehenden Russen von Rumänen und Ruthenen mit frohem Jubel begrüßt wurden. Präsident Wilson hat die diplomatischen Vertreter angewiesen, den Krieg führenden Mächten mitzutheilen, daß er Bombenwürfe in unbefestigte, von Bürgern bewohnte Städte mißbillige. In Neapel wurde ein deutscher Professor, der über die Sprache und Literatur seiner Heimath sprechen wollte, nach den ersten Worten von den Studenten ausgezischt; die Rufe ‚Nieder mit Deutschland‘ wurden so stürmisch, daß der Professor den Vorlesungplan aufgeben und eilig verschwinden mußte. Den deutschen ‚Aufruf an die Kulturwelt‘ hat die portugiesische Akademie der Wissenschaft mit dem Wunsch beantwortet, daß alle Akademien und Hochschulen der Erde fortan jeden Verkehr mit deutschen Ge-

lehrten- und Künstler-Gesellschaften meiden, deren schädliches und verächtliches Trachten der ‚Aufruf‘ klar erkennen lehre. Dem Präsidenten der Akademie, Herrn Theophilo Braga, hat Herr Anatole France in einem Brief gedankt, der ausspricht, wie völlig France in der Verdammung ‚deutscher Tollheit‘ und ‚teutonischen Vandalismus‘ mit den Portugiesen übereinstimmt und wie gern er auch aus ihrem Munde die Stimme des Ekels vor den dreiundneunzig deutschen Intellektuellen hört, ‚die sich in ihrer ungeheuerlichen Vertheidigungschrift mit bewußter Frechheit in den Dienst der Lüge und des Rechtsbruches stellen.‘ Auch die petrograder Radikalen, Struwe, Dawydow, Gorkij (das Hätschelkind deutsch-österreichischer Zeitungzunft) und Andere, haben den ‚Aufruf‘ in einer Antwort gegeißelt, die rückhaltlos sagt, in Deutschland sei die Menschenbestie der Höhlenzeit auferstanden, die Verbrechen des Kaisers, die Schandthaten des deutschen Heeres und Volkes mit glühender Zange brandmarkt und in die Worte mündet: ‚In unauslöschlichen Schriftzügen sind diese Infamien ins Schicksalsbuch eingezeichnet. Und ein Wunsch nur, ein einziger, lebt noch in uns: den Barbaren die Waffe zu entreißen, für immer dem Deutschen Reich die rohe Gewalt zu nehmen, nach der all sein Sinnen und Wollen gelangt hat.‘ (Im März 1905 hatten, schon damals hinter den Kulturbannerträgern Fulda und Sudermann, zween Wahrern deutscher Weltgeltung, unsere unermüdlichen Aufrufer gekreischt: ‚Gorkijs Schicksal kann Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit am Herzen liegen. Eindringlich müssen wir den petersburger Machthabern zurufen: Dieser Mann gehört nicht Euch; er gehört seinen hohen Aufgaben!‘ Daß ich, in dem Artikel ‚Ruß‘, die asthenischen Schwätzer grob höhnte, freut mich heute erst recht.) Der General-Prokurator von Schottland hat in einer Rede angekündet, daß die Verbündeten an Friedensschluß erst denken werden, wenn Deutschland nicht mehr zu kämpfen vermag, und daß es dann gezwungen sein wird, den Dänen die ihnen 1864 geraubten Provinzen zurückzugeben, die ihm die Anlage des kieler Kanals ermöglicht haben. Der Kaiser wollte am Tag nach der Mobilmachung in Nancy, am fünfzehnten August in Paris, am ersten November in Ypern, am zehnten Dezember in Calais einziehen. Das hat er, Alles, selbst gesagt. Aus Alledem ist aber nichts geworden. Wo er sich zeigt, sieht er Rückzüge. Bei Nancy geben seine besten Regimenter den Parademarsch auf und fangen zu laufen an. Bei Thielt erkennt er, wie

nutzlos die Massenschlächterei am Yser war. In Polen erblickt er die Flucht seiner von den Russen verfolgten Truppen und schickt, um selbst noch zu entkommen, nur durch den Mund des Feldherrn ihnen kaiserlichen Gruß. Ueberall lauert er auf sein Stichwort: und verfehlt doch stets den Auftritt. Wenn einst seine Stunde schlägt, darf er nicht, wie sein Vorbild Nero, sich rühmen: ‚Welch ein Künstler stirbt in mir!‘ Ist die Tobsucht des deutschen Ungethümes denn grenzenlos? Sein Handeln ist nur dadurch zu erklären, daß es sich einen der Apokalyptischen Reiter wähnt, den grausen Gesandten eines Schreckensgottes, der sich am Qualm verbrennender Städte und am widrigen Blutdunst der Menschenmetzgerei freut. Schon aber wandelt die deutsche Niederlage sich in unrettbaren Zusammenbruch. Abertausend Gefangene sind in der Hand der Russen; ganze Divisionen von Umzingelung bedroht. Um von dem erhofften Triumph seinen Theil zu haschen, war der Kronprinz ostwärts geeilt: er mußte in Hast zurück. Der Kaiser, der auch beim Sieg sein wollte, ertrug den Anblick der Niederlage nicht und entzog sich ihm bald. Das deutsche Ostheer ist von seinem Centrum abgeschnitten, das sich in vorsichtiger Defensive an der schlesischen Grenze hält. Die Russen haben die Schlacht in Polen gewonnen und können von der Front Czenstochau-Krakau aus in voller Freiheit die ersten Hauptschläge gegen die feindliche Reichsgrenze wagen. Heute schon ist gewiß, daß an deutsche Offensive im Osten ernstlich nicht mehr gedacht werden kann.“ (Le Figaro.)

Genug für diesmal. Lasset vom schlechten Beispiel des Feindes Euch in bessere Sitte läutern! Unnützlich, unwürdiger Frevel ist der Versuch, in der Zeit werdenden Schicksals die Vorgänge dem Volk so darzustellen, wie seine Sehnsucht sie schauen möchte, alles den Gegnern Günstige, den eigenen Waffen Ungünstige, in thörichter Feigheit, zu verschweigen und die Nation in den Wahn einzulullen, der endgiltige Sieg und der triumphale Friede sei nah. Die Enttäuschung von solchem Aberglauben hat 1871 den pariser Bürgerkrieg, 1905 die russischen Putsche gezeugt. Wer zu solchem Trug mitwirkt, sündigt wider den Heiligen Geist des Vaterlandes und darf nicht hoffen, der Hinweis auf seine „gute Absicht“ oder den Drang und Zwang seiner Lage werde ihn vor härtester Sühnstrafe bewahren. Denket, irgendwo Verantwortliche, früh an die Pflicht, Eure Berichte aus den Kriegsmonaten zu sammeln und von den Siegen, Erfolgen, Fortschritten, die Ihr ge-

schäftig meldetet, und von dem Verlust, der Schwachheit, dem Machtbeben des Feindes dem von hunderttausend Gräbern sich aufreckenden Volk Rechenschaft abzulegen. Unverjährbar ist, wie des Fürsten, der so gewissenlos regirt hat, daß er mit einem geschlagenen Heer nicht heimkehren darf, die Verdammniß jedes Volkslehrers, der in den Wehen dunklen Geschickes den Zögling um den Erkenntnißschimmer, den Stab der Seele, betrogen hat.

(Ein Wort für mein Häuschen. Seit der dritten Novemberwoche geht durch die Presse Englands, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Rußlands, der Vereinigten Staaten, der Französischen Schweiz, Mittel- und Südamerikas ein Artikel, der sich als der fremdsprachige Auszug eines von mir hier veröffentlichten giebt und den Satz enthält: „Nie war ein Krieg gerechter als der deutsche, der Belgien zerschmettert hat.“ Aus zehn Ländern ist er mir zugeschickt worden. Der unflätige Schimpf, den ihm die Zeitungmacher in West und Ost angehängt haben, verdrießt mich nicht im Geringsten. Nur: Der Satz ist das Werk eines Fälschers; niemals habe ich einen im Sinn ihm auch nur von fern ähnlichen geschrieben. Diese Angabe kann jeder nachprüfen, der das Heft vom siebenzehnten Oktober 1914 durchliest. Und solche Mühe muß ich mindestens den Herren Capus, vom Figaro, Hedemann, vom Matin, Tardieu, vom Temps, zumuthen, die so oft über „deutsche Fälschung“ gestöhnt haben, daß sie sich selbst vor einem auf Fälscherkunst gestützten Urtheil hüten müßten. Leider handelt sichs wieder um allgemeinen Mißbrauch. Irgendwo wird aus einem Gewirl ein Fetzen abgerissen, aus einer Darstellung, die nur in ihrer Ganzheit sinnvoll ist, ein Satzpärchen losgetrennt, lüderlich oder gerade zu falsch übersetzt: und dieses Beweismittel wandert dann durch alle Sprachzonen des Erdballes. Elftes Gebot: Du sollst Dich nicht in Urtheile über Gedrucktes erdreisten, dessen Wortlaut Dir nicht aus dem Quell, sondern durch fremden Filter zugesickert ist.)

Adventisten.

„Sind wir erst durch die Schneestürme des Kriegswinters geschritten, dann lohnt des Frühlings belebender Blick uns mit herrlichen Tagen.“ Viele hoffen so. Auf eine lange Zeit unbedräuten Friedens und wolkenlosen Bürgerglückes. Ein Tausendjähriges Reich, das die Heilandslehre wieder Fleisch werden, den Wolf das Lämmlein kosen, zwischen den Tatzen des Tigers die

Hindin äsen sieht. Deutschland gebreitet, gestärkt, der in Kraftbewußtsein sanfte Führer Europas, dem die verrunzelte Witib so gern gehorcht wie Perimedens holde Tochter, die dem Erdtheil den Namen lieh, einst dem stattlichen Stier-Gott. Was in Urzeit Germaniens war, kehrt dem Reich, endlich, aus gallischer, slawischer Knechtschaft zurück; und über weiten, fruchtbaren Siedlerstätten bläht der Athem freundlicher Winde unser Dreifarbentuch. Aus West ging ein Goldregen nieder; hat die Kriegsschuld (eine Million in je anderthalb Stunden) spurlos weggeschwemmt und deutschen Boden zu unermeßlicher Ernte gedüngt. Wer klömme aus Finsterniß und Totenklage nicht willig auf demantener Leiter in so schönen Traum? Gemeine Wirklichkeit aber heischt uns. Verträumte, auf süße Himmelsbescherung wunder Gierige könnten nicht leisten, was Schicksalsruf von ihnen verlangt. Aus einer Sintfluth deutscher Macht trüge die winzigste Arche noch den Gemeinschaftwillen zum Reich; doch im Sumpf enttäuschten Hoffens lauert Erstickensgefahr. Deshalb ists Sünde, kleinen Kriegsgewinn so grell zu bestrahlen, daß die Menge ihn als die funkelnde Bürgschaft endgiltigen Sieges mit zärtlichem Stolz umfängt, und schmerzhaften Verlust mit Fahnen, Trophäen, Kränzen schlau zu verhängen. Wir müssen, Jeder in seinem Bezirk, für das gesunde Ueberwintern der Zuversicht vorsorgen; einer, die nicht lüstern nach Märchenhort langt, sondern bedachtsam erfühlt hat, was sie zu fassen, zu halten vermag, und weder von Furcht zu lähmen noch von Irrlicht in Schlinggestrüpp und Moor zu locken ist. Nach diesem Krieg wird Friede nur währen, wenn die durch Menschenzahl, Erdbesitz, seelische Mannheit stärksten Völker sich mit dem Ergebniß des Haders bescheiden müssen oder können. Nach einem Krieg, der vernichten sollte, doch nur geschwächt hat, kann auch in Siegers Land der Friede nicht aus der Brusttiefe Athem holen und muß, ein Angstkind in Streckschienen, ohne ungestümen Lebenserhaltungtrieb verkümmern. Und noch ist irgendeine Möglichkeit zum Friedensschluß vom schärfsten Auge nicht wahrnehmbar. Noch sind wir durchaus nicht so weit, wie trunkener Hoffnung eingebildet ward. Ernüchtert sie; heißet sie sparen. Verhungern werden wir nicht. An Rohstoffnoth und Geschützmangel nicht sterben. Morgen wieder mit Munition so freigiebig sein, daß kein Feind sich zu karg bedacht finden wird. Rückständige Rentnernationen ahnen, noch immer, nicht, was deutscher Fleiß und

Findersinn kann; ihr Wunsch, durch den Entzug von Salpeter, Wolle, Kupfer, Oel uns wehrlos und gewerbelos zu machen, ist heute schon ein ohnmächtiger Krüppel. Deutschlands Wirthschaft hat stramme Muskeln und rothe Backen. Wenn wir einen internationalen Ausschuß durchs Land reisen ließen (er könnte ja prüfen, ob die Gefangenen hunnisch behandelt werden), käme nützliche Post ins Ohr der Feinde. Frankreichs Industriegebiet und üppigstes Weinland sind, die Nährprovinzen der Republik, verwüstet. In Rheinland und Westfalen rauchen die Schlote; werden von Woche zu Woche mehr Arbeiter eingestellt. Daß uns die Weltmeere gesperrt sind, ist bitter; zwingt uns aber in Sparsamkeit, der wir entwöhnt waren, und kann bewirken, daß wir am letzten Kriegstag noch mehr Geld haben, als den Briten lieb ist. Unsere Hauptindustrien sind, mit ungeheurem Kapitalsaufwand, modernem Bedürfniß angepaßt worden; denen Englands wird, selbst wenn ihre Heimath nicht unterliegt, das zur längst geplanten Modernisirung nöthige Geld fehlen, ohne die ein Wettbewerb mit unseren fortan nicht denkbar wäre. Millionen gesunder Jünglinge und unverbrauchter Männer harren ungeduldig des Rufes zur Waffe. Die Angabe der Kanonenzahl, die Krupp allein täglich liefert, klänge dem Fremdling unglaubhaft. Nirgends also ein Grund zu feiger Bangniß. Doch nirgends auch einer zu übermüthigem Gedanlächeln, zu gemächlicher Einbettung in die Daunen der Edenverheißung. Unsere Feinde sind stark, sauber ausgerüstet, an den wichtigsten Stellen sehr gut geführt; und können noch neuen, reisigen Zuzug erlangen. Wir wissen, daß mindestens drei Viertel uns naher Menschheit alles Deutsche, Geist, Volk, Waare, vehmen möchten. Und merken, daß auch uns ein Pachtrecht auf Führergenies nicht vererbt ward. Keiner darf müde werden. Keiner in Siegesrausch taumeln. Getroste Zuversicht ist Pflicht. Laute Lustigkeit Frevel. Zu Haus, auf der Straße, in der Festhalle muß Haltung und Kleid, Ton und Geberde so sein, daß der von grauser Arbeit wund heimkehrende Krieger, die Mutter, die dem in ferner Fremde hastig verscharrten Sohn nachtrauert, ohne Scham und Zorn unser Leben zu schauen vermag. Je rüder die Schmähung, desto gewichtiger jedes Deutschen Verantwortlichkeit. Adventistenwahn wird nie Erreichniß. Und an den Sonntagen der Heilandsankündung mahnt der Psalmist, nur in schaudernder Andacht sich, fromm, großen Geschehens zu freuen.

Bilanzen.

Hat der Krieg den natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeitleistung, Glück und Rente zerstört? Auf diesen bangen Zweifel wollen Viele eine befriedigende Antwort haben. Das deutsche Kapital umschließt einen Milliardenbezirk, der in jedem Jahr eine üppige Ernte bringen soll. Ihre Früchte dienen der Volkswirthschaft. Sie ermöglichen Wohlstand und Kaufkraft. Deshalb heißt die Parole: „Schutz dem Einkommen". Die Gesellschaften, die ihr Rechnungjahr am dreißigsten Juni beendeten, konnten die Scheuern noch unter der Friedenssonne füllen. Sie brauchten den Krieg nicht in die Gewinn- und Verlustrechnung zu stellen. Jetzt, bei der Bilanz und Dividendenbestimmung für das Ende des Kalenderjahres, fühlt Jeder, daß der Krieg die Hälfte der Ernte verhagelt hat. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft bilden eine Kommission, die ein Schema für die Dezemberabschlüsse schaffen soll. Ohne eine Verordnung des Bundesrathes wird es aber wohl nicht gehen; denn das Gesetz, auf das sich der Bilanzbau stützt, versagt im Krieg. Paragraph 40 des Handelsgesetzbuches lautet: „Bei der Aufstellung des Inventars und der Bilanz sind sämmtliche Vermögensgegenstände und Schulden nach dem Werth anzusetzen, der ihnen in dem Zeitpunkt beizulegen ist, für den die Aufstellung stattfindet. Zweifelhafte Forderungen sind nach ihrem wahrscheinlichen Werth anzusetzen." Ueber seine Schulden kann jeder Kaufmann Auskunft geben. Die sind so viel werth wie der Schuldner selbst. Jedenfalls giebts über die Art ihrer Bilanzirung nie Unklarheit. Krieg und Friede machen da keinen Unterschied. Für Guthaben, für Außenstände aber giebt es keinen Maßstab, weil selbst der ehrlichste Geschäftsmann nicht weiß, wie lange er seinen Kredit noch halten kann. Die Rücksicht auf den Schuldner ist heute das Erste Gebot im Leben des Kaufmannes.

Die Banken stehen vor der immerhin einfachsten Aufgabe. Sie sind ihrer Debitoren ziemlich sicher und haben schon lange vor dem Krieg strenge Musterung gehalten. Was ihnen als Härte vorgeworfen wurde, bewährt sich nun. Und bald wird sich zeigen, daß der „ungedeckte" Debitor nicht stets der schlechtere ist. Der Kunde, dem die Bank Blankokredit einräumt, muß Eigenschaften haben, die so gut sind wie baares Geld. Bei dem Schuldner aber, der eine besondere Sicherheit geben muß, ruht auf ihr das Gewicht der Haftung. Der Werth der Unterlagen ist vom Krieg verringert worden. Viele Börsenpapiere sind ins Bodenlose gesunken. Was von den Außenständen abzuschreiben ist, läßt sich feststellen, so weit es sich um „fertige" Verluste handelt. Den anderen Debitoren muß man eben das Beste zutrauen; von dem Verhalten der Kreditgeber hängt ja oft Alles ab. Bei den Vorschüssen auf Waaren und Waarenverschiffungen kommt die Unsicherheit der Preise, deren Richtung allerdings dem Kreditor meist günstig ist, und die Hemmung des Ueberseeverkehrs in Betracht. Doch giebt es ja im ganzen Bezirk wirthschaftlicher Werthe nicht einen Ort, auf

dem man sicher stehen kann. Ueberall schwankt der Boden. Die Nothverordnungen (Aufschub der Zwangsvollstreckung und Zahlungfristen; Geschäftsaufsicht) ermöglichen wenigstens, zu übersehen, wie weit die Grenze der lebensfähigen Elemente reicht. Nur für die Guthaben im Ausland fehlt jede Urtheilsstütze. Wohin das Auge blickt: Moratorien. Und im Feindesland Zahlungverbote und Schlimmeres.

Ueber die Auslandgeschäfte sagt die A E G in ihrem Jahresbericht: „Ueber zahlreiche Länder der Alten und Neuen Welt sind unsere Auslandorganisationen verbreitet, die nun zum Theil völlig zerstört sind, zum anderen Theil nur unzureichend aufrechterhalten werden können. Das Ueberseegeschäft, das wir, in Argentinien, Mexiko und Südafrika, zum Theil in der Form besonderer Gesellschaften betreiben, liegt beinahe gänzlich darnieder. Minderbewerthungen unseres Effektenbesitzes und Verluste an Außenständen im In- und Ausland werden unvermeidlich sein. Ihren Umfang wird erst die weitere Entwickelung der Kriegsereignisse bestimmen; jedoch gebietet die Lage, schon bei Aufstellung dieser Bilanz solchen Risiken, so weit es eine sorgsame Beurtheilung zuläßt, Rechnung zu tragen.“ Hier sind die Schwierigkeiten und Nothwendigkeiten der Kriegsbilanzen zum Ausdruck gebracht. Der A E G ist oft vorgeworfen worden, daß sie dem Dividendendrang der Aktionäre nicht genug nachgebe. Darf sie heute noch getadelt werden? Sie hat ihre Dividende von 14 auf 10 Prozent herabgesetzt, nachdem der ausgewiesene Ueberschuß aus dem Fabrikationgeschäft, der im Vorjahr 28,9 Millionen betragen hatte, durch Abschreibungen auf 18,8 Millionen gebracht worden war. Im unverletzten Zustand ist er ohne Zweifel größer gewesen als der Ertrag von 1913; denn Umsatz und Auftragbestand hat die hohe Ziffer des Vorjahres noch überragt. Ein Bankguthaben von 77 Millionen beweist, daß die Beweglichkeit des Vermögens nicht gelitten hat. Da man wußte, daß die A E G die Zügel nicht am Boden schleifen läßt, erwartet man keine zu ausgiebige Verrechnung des Krieges und war enttäuscht, als einer der Direktoren die Dividende auf 8 Prozent schätzte. Die Wuth über diese Zahl war zugleich das beste Lob für den Geheimrath Rathenau. Das Publikum verlangte von der A E G etwas Besonderes, weil es sich zu diesem Wunsch, durch die Erfahrung, berechtigt glaubte. Aber die A E G hat in ihrer Bilanz 56½ Millionen Mark Werthpapiere, den Sammelpunkt des Strahlenbündels ihrer in- und ausländischen Beziehungen, und 84 Millionen Mark Debitoren. Das sind, so lange der Krieg dauert, unsichere Werthe; und mit dieser verringerten Wesenskraft muß gerechnet werden. Soll man beklagen, daß die deutsche Elektroindustrie ihren Kraftüberschuß ins Ausland trug? Daß sie in Europa die beiden achtbarsten Mitbewerber, Amerika und England, geschlagen hatte? Die Statistik, die den deutschen Sieg kündete, ist einst als frohe Offenbarung gepriesen worden. Mit Recht. Niemand hätte in Friedenstagen daran gedacht, von Deutschlands Industrie Bescheidenheit im Ländererwerb zu fordern. Die Ausfuhr elektrischer Fabri-

kate betrug im Jahr 1912 rund 260 Millionen Mark. In Großbritanien 130, in den Vereinigten Staaten 100 Millionen. Nur im Ueberseeexport hatten diese beiden Länder die deutsche Konkurrenz geschlagen: Großbritanien 105, Amerika 85, Deutschland 75 Millionen. Was der Krieg zerstören und der Friede wiederbringen wird, weiß Niemand. Ich habe hier schon einmal gesagt, daß die Ueberlegenheit der deutschen Elektroindustrie, die sich besonders England gegenüber zeigt, der geschickten und unbehinderten Verbindung von Kapital und Technik zu danken sei. Erst in den letzten Jahren hörte man Widerspruch gegen die „Elektrizitätmonopole“. Aber der Tadel und der Wunsch nach Staatshilfe richteten sich gegen eine unvermeidliche Entwickelung. In Großbritanien haben die öffentlichen Gewalten sich zu eifrig um die Vertheilung des elektrischen Stromes bekümmert und ihm die freie Bewegung gehemmt. Ob Das nach dem Kriege anders werden wird? Industrien lassen sich eben so wenig aus der Erde stampfen wie Armeen; und wenn die A E G ihren Aktionären 10 Prozent giebt, so sagt sie ihnen damit auch Manches über die Zukunft.

Von den ausländischen Forderungen, deren Schicksal dunkel ist, spricht auch die Phoenix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in ihrem Jahresbericht. Mancher hatte gefragt: Wie wird sich das der Börse am Nächsten stehende Montanwerk mit dem Krieg abfinden? Der Phoenix hatte zwei Jahre lang mit achtzehnkalibrigen Dividenden geschossen. Daß er die Bilanz vom dreißigsten Juni 1914 bescheidener abschließen werde, ist, schon als Folge des Konjunkturschwundes, erwartet worden. Aber mehr als 10 Prozent wären natürlich abgefallen. Der Krieg stieß alle Taxen um. Trotz einem Rohgewinn von 44,7 Millionen (der 4 Millionen weniger auswies als sein Vorgänger, aber um 1½ Millionen höher war als der Saldo von 1912, aus dem eine Dividende von 18 Prozent gezahlt wurde) wurden für die Dividende nur 10,6 Millionen ausgeworfen, für die Rücklagen aber fast 10 Millionen mehr verwendet als im Vorjahr. Damit ist das Gleichgewicht hergestellt. Und reichlich genug wurde das Gegengewicht bedacht; denn von den Debitoren, die insgesamt 28 Millionen betragen, werden nur 3 als im Ausland befindlich und daher uneinbringlich bezeichnet. Man erfährt von „umfangreichen Kriegsaufträgen“, die der Phoenix zu erledigen hat, und hört die Hoffnung, daß unsere Industrie gedeihen werde. Der Phoenix hat einen Theil seiner Werthpapiere, darunter die Aktien der von Japan eingesteckten Schantungbahn, mit gutem Gewinn verkauft; der Glückliche! Denn der Effektenbesitz lastet auf den Bilanzen noch schwerer als die Debitoren und Waarenvorräthe. Die Börsen sind geschlossen; Kurszettel: Frühjahrsmode. Amtliche Preise giebt es nicht mehr. Wie soll man den Kurs eines Werthpapieres feststellen?

Mit dem Gesetz ist nichts anzufangen. Paragraph 261 des Handelsgesetzbuches, der den Paragraphen 40 ergänzt, verlangt, daß Werthpapiere und Waaren, die einen Börsen- oder Marktpreis haben, höchstens zum Preise des Bilanztages eingestellt werden. Uebersteigt er den

Anschaffung- oder Herstellungpreis, so muß dieser Preis genommen werden. Da es nun keine Börsenpreise giebt, so fehlt die wichtigste Voraussetzung des Gesetzes; wer hilft aus dieser Wirrniß? Der fünfundzwanzigste Juli war der letzte Börsentag, an dem noch mit der Möglichkeit des Friedens gerechnet wurde und der Geschäftsverkehr sich leidlich abwickelte. Seit dem dreißigsten Juli giebt es keine Notirungen mehr. Für welchen der beiden Termine soll man sich bei der Aufstellung der Bilanz entscheiden? Beide haben den Mangel, daß viele Kurse überhaupt nicht mehr notirt wurden. Das Kursblatt vom dreißigsten Juli sieht schon wie ein Leichenfeld aus. Der letzte Börsentag besitzt also nicht die Eigenschaften, die ihn als Bilanzgrundlage empfehlen. Er sah Kurse, die Katastrophen andeuteten. Vielleicht sind sie in diesem Zustand nicht einmal übertrieben; aber ob es so ist, kann kein Mensch sagen. Und es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn der Ueberschuß einer Bilanz aufgezehrt würde, weil die Effekten zu den schlechtesten Kursen des Jahres eingesetzt werden mußten. Die Kosten solcher Vorsicht hätten die Aktionäre zu tragen, denen die Dividende schmölze. So scheint der fünfundzwanzigste Juli der bessere Tag. Die Möglichkeit zu hoher Bewerthung, die den Vergleich mit dem Ergebniß der Kursentwickelung in den ersten fünf Kriegsmonaten vielleicht nicht aushielte, ist geringer als die Wahrscheinlichkeit, daß die Buchwerthe der Effekten zu niedrig angesetzt werden. Die Art des Verfahrens kann nur der Bundesrath bestimmen; und in seiner Vorschrift wird das „freie Ermessen" nach sachverständiger Prüfung wohl eben so viel Raum einnehmen wie die Schaffung von Rücklagen, die vor Gefahr schützt.

Ladon.



Nun nach Frankreich, nun nach Frankreich!
Holt gestohlenes Gut zurück!
Unsre Festen, unsere Grenzen,
Unsern Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!

Denn dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut.
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen!

Drum hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und schwöret, Alle, Mann vor Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Tempelhofer Feld Aktien-Gesellschaft für Grundstücksverwertung.

Bilanz per 30. Juni 1914.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
An noch nicht eingezahlte 75% auf M. 10 000 000 Aktien Lit. B			7 500 000	—
„ Kasse und Bankguthaben			312 601	59
„ Grundstückverwertungs-Konto:				
Saldo am 30. Juni 1913	4 790 898	84		
Zugang:				
a) Vierte vertragsmässig von der Gesellschaft für Rechnung der Gemeinde Tempelhof gezahlte Rate auf die Kaufgeld-Forderung des Fiskus an die Gemeinde Tempelhof (jetzt noch M. 62 500 000)	4 000 000	—		
b) Strassenanlagekosten und sonstige Ausgaben	1 037 004	35		
	9 827 903	19		
Abgang:				
Vertragsmässig der Gesellschaft zufliessender Erlös aus den im Geschäftsjahr für die Gemeinde Tempelhof verkauften Grundstücken	2 057 046	30	7 770 856	89
„ Mobilien-Konto			1	—
„ Hypotheken-Debitoren:				
Restkaufgelder	2 791 790	—		
Baugelder	2 714 400	—	5 506 190	—
„ Debitoren			1 183 347	66
			22 272 997	14

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Per Aktien-Kapital:				
Aktien Lit. A	10 000 000	—		
„ „ B	10 000 000	—	20 000 000	—
„ Reservefonds			37 512	19
„ Kreditoren			1 385 140	—
„ Gewinn- und Verlust-Konto:				
Vortrag aus 1912/13			713 301	92
Gewinn des Geschäftsjahres 1913/14			137 013	03
			22 272 997	14

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf
An Unkosten-Konto	116 007	51
„ Konto für Steuern	16 777	46
„ Bilanz-Konto:		
Vortrag aus 1912/13	713 301	92
Gewinn des Geschäftsjahres 1913/14	137 013	03
	983 099	92

Kredit.	M.	pf
Per Vortrag	713 301	92
„ Zinsen-Konto	246 641	01
„ Provisions-Konto	20 467	03
„ Pachteinnahme-Konto	2 689	96
	983 099	92

Berlin-Tempelhof, im Oktober 1914.

Tempelhofer Feld Aktien-Gesellschaft für Grundstücksverwertung.

Georg Haberland.

Die von mir geprüften Bücher der Gesellschaft habe ich in Ordnung befunden. Die Abschlussziffern stimmen mit der Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung per 30. Juni 1914 überein.

Berlin, im Oktober 1914.

Otto Brähmer.

Berliner Elektricitäts-Werke.

Bilanz per 30. Juni 1914.

Aktiven.	M.	pf
Kasse	16 592	60
Effekten und Beteiligungen	29 902 651	59
Effekten der Unterstützungskasse für Beamte und Arbeiter	352 908	37
Debitoren	5 134 372	40
Materialien und vermietete Anlagen: Bestände laut Inventur	4 093 294	46
Versicherungen: Vorausgezahlte Prämien	264 626	29
Noch in Arbeit befindliche Neuanlagen	1 546 129	91
Anlagen innerhalb des Weichbildes von Berlin	104 392 361	80
Anlagen außerhalb des Weichbildes von Berlin	27 378 393	60
	173 081 331	02

Passiven.		M.	pf
Aktien-Kapital		64 100 000	—
Reservefonds		5 429 909	39
Unterstützungskasse für Beamte und Arbeiter		1 246 073	29
Erneuerungsfonds		4 564 733	82
Teilschuldverschreibungen		55 837 500	—
Hypotheken		4 510 828	—
Kreditoren		22 900 158	52
Dividenden, noch nicht eingelöste		8 720	—
Teilschuldverschreibungs Einlösungen, noch nicht eingelöste		3 966	28
Teilschuldverschreibungs-Zinsen		1 082 801	25
Rückständige Vertragsabgaben		1 767 131	12
Talonsteuer-Reserve		275 000	—
Gewinn		11 354 509	35
Verteilung des Gewinnes:			
Gesetzlicher Reservefonds	M. 554 857,15		
4½ % Dividende auf M. 20 000 000 Vorzugsaktien	„ 900 000,—		
12 % Dividende auf M. 44 100 000 Stammaktien	„ 5 292 000,—		
Gewinnanteil der Stadt Berlin	„ 3 839 120,17		
Tantieme des Aufsichtsrats	„ 206 958,28		
Gratifikationen für Beamte, Dotierung der Unterstützungskasse f. Beamte u. Arbeiter sowie d. Wohlfahrtseinricht.	„ 300 000,—		
Vortrag auf neue Rechnung	„ 261 573,75		
	M. 11 354 509,35		
		173 081 331	02

Bilanz per 30. September 1914.

Aktiva	M.	pf
Grundstücke und Gebäude	2 477 973	37
Beleuchtungs-Anlage Pankow	1	—
Elektrische Licht- und Kraft-Anlage Charlottenburg	8 600	93
Brunnen-Anlage	1	—
Maschinen- und Eismaschinen	407 213	56
Treibriemen und Schläuche	1	—
Pferde und Wagen	93 839	65
Geschirre	1	—
Kraftwagen	1	—
Flaschenbier-Utensilien	66 375	71
Lager-Fastagen	147 948	30
Transport-Fastagen	41 728	82
Ausschank-Inventar	7 330	17
Restaurations-Inventar	40 889	55
Utensilien	1	—
Werkzeug	1	—
Kassa	22 301	97
Bank-Guthaben	749 399	34
Wechsel	1 750	—
Effekten	106 653	30
Beteiligungen	188 378	20
Debitoren I	90 020	13
Debitoren II	113 041	64
Darlehen	957 660	90
Kautionen	6 595	—
Waren-Bestände	297 978	32
Eigene Hypotheken	1	—
Firmen und Warenzeichen	1	—
Interims-Konto	9 411	37
Avale . . . . . M. 1 181 272.81		
	5 834 999	23

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital	2 000 000	—
Hypotheken	1 349 000	—
Reservefonds-Konto I	226 869	95
Reservefonds-Konto II	280 000	-
Dispositionsfonds	55 043	10
Delkredere-Konto	4 376	54
Guthaben der Kundschaft	402 103	88
Guthaben der Lieferanten	341 678	86
Brausteuer-Stundung	447 161	50
Kautionen	115 229	79
Talonsteuer-Reserve	9 868	—
Interims-Konto	102 366	73
Avale . . . . . M. 1 181 272 81		
Gewinn	501 300	88
	5 834 999	23

Die auf **10 pCt.** festgesetzte Dividende gelangt gegen Einreichung des **Dividendenscheins pro 1913/1914** mit **M. 100** pro Aktie bei den **Gesellschaftskassen** in **Pankow** und **Charlottenburg**, sowie in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie** und den Bankhäusern **Abraham Schlesinger** und **S. Simonson** von heute ab zur Auszahlung.

Berlin, den 5. Dezember 1914.

Brauerei

Ernst Engelhardt Nachf.

Aktiengesellschaft.

Nacher.

Bilanz zum 30. Juni 1914.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	1 263 281	80
Gebäude-Konto	1 855 531	67
Patent-, Erfindungs- und Versuchs-Konto	1	—
Inventar	100 000	—
Werkzeug und Maschinen	100 000	—
Elektr. Anlagen u. Apparate	100 000	—
Haus-Einrichtung	1	—
Fabrik-Einrichtung	100 000	—
Bankier-Guthaben	19 276 821	16
Debitoren	14 280 525	92
Hypotheken-Konto	627 500	—
Beteiligungen und Effekten	7 849 109	28
Waren-Konto	4 211 059	13
Kassen-Bestand	65 020	62
Wechsel- u. Scheck-Bestand	282 600	71
Vorausbezahlte Prämien	49 032	68
Aval-Konto	2 550 000	—
Kautions-Konto	51 567	32
	52 762 052	29

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital	9 900 000	—
Vorzugs-Aktien-Kapital	13 200 000	—
Reservefonds	5 216 289	45
Kreditoren	7 889 366	12
Dividenden-Konto	1 350	—
Aval-Konto	2 550 000	—
Wohlfahrtsfonds	438 258	68
Reserve zur Verfügung künftiger Generalversammlgn.	3 545 000	—
Sonder-Rücklage	3 465 000	—
Talonsteuer-Reserve	79 200	—
Wehrsteuer-Beitrag	180 000	—
Hypotheken-Konto	1 033 300	—
Gewinn-Saldo	5 264 288	04
	52 762 052	29

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	M.	pf
Handlungs-Unkosten-Konto	5 221 322	60
Steuern-Konto	759 434	48
Abschreibungen	483 195	40
Bilanz-Konto: Reingewinn	5 264 288	04
	11 728 240	52

Haben.	M.	pf
Vortrag vom Vorjahr	677 159	76
Geschäftsgewinn 1913/14	11 051 080	76
	11 728 240	52

Die für das Geschäftsjahr 1913/14 auf **25% = M. 250** für die **Stamm-Aktie** und auf **5% = M. 50** für die **Vorzugs-Aktie** festgesetzte **Dividende** gelangt gegen Einreichung d. betreffenden Dividendenscheine bei der **Gesellschaftskasse,** Ehrenbergstrasse 11/14 und bei den Herren **Koppel & Co. Bankgeschäft, Berlin,** Pariser Platz 6, zur Auszahlung.

Berlin, den 30. November 1914.

Deutsche
Gasglühlicht Aktiengesellschaft
(Auergesellschaft.)
Dr. Blau. Feuer. Meinhardt. Müller. Nathan. Remané.

Bilanz am 30. Juni 1914.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücke	323 641	29
Gebäude	1 212 754	60
Arbeiter-Wohnhäuser	163 473	—
Anschluss- u. Werkst.-Gleise	248 696	35
Licht-, Heiz- u. Wasserl.-Anl.	205 649	30
Kraftanlage	60 000	—
Werkzeugmaschinen	1	—
Inventar	1	—
Werkzeuge	1	—
Mobilien und Utensilien	1	—
Zeichnungen und Modelle	1	—
Pferde, Wagen u. Automobile	1	—
Materialien sowie halbfertige u. fert. Wagen u. Flugzeuge	1 999 199	12
Kassabestand	18 048	34
Effekten	15 586	30
Debitoren	990 036	17
Kautionen	307 714	25
	5 544 804	72

Passiva.	M.	pf
Vorzugs-Aktien	2 000 000	—
4½% Anleihe von 1899	316 500	—
4½% Schuldverschr. v. 1907	758 500	—
4½% Schuldv.-Tilgung v. 1907	2 000	—
4½% Schuldverschr. v. 1912	704 000	—
4½% Schuldv.-Tilgung v. 1912	23 500	—
4½% Anleihe-Zinsen v. 1899	2 115	—
4½% Schuldv.-Zinsen v. 1907	8 893	13
4½% Schuldv.-Zinsen v. 1912	8 308	13
Dividende-Konto	240	—
Hypoth auf Arbeiter-Wohnh.	100 000	—
Arbeiter Unterstützungsfonds	13 569	97
Kreditoren	538 071	23
Aval-Konto	307 714	25
Reservefonds	347 447	26
Spezial-Reservefonds	51 550	62
Talonsteuer-Reserve	10 500	—
Gewinn- und Verlust-Konto	351 895	13
	5 544 804	72

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Debet.	M.	pf
Unkosten	334 472	07
Abgaben	69 044	66
Reparaturen	65 242	14
Zinsen, Skonto u. Provisionen	134 596	93
Abschreibungen	242 873	—
Reingewinn	351 895	13
	1 198 123	93

Kredit.	M.	pf
Vortrag	40 736	42
Waren-Konto	1 157 387	51
	1 198 123	93

Gotha, den 8. Oktober 1914.

Gothaer Waggonfabrik Aktien-Gesellschaft.
A. Kandt.

Vom Adel der Versöhnung

Seite **124**: „**Eher** möchten Sie, wenn das möglich wäre, Ihre Eigenart zerstören, als daß Sie zu Menschen, bei denen Sie instinktiv fühlen, daß eine geheime Kluft trennt, ein feines Verständnis unmöglich sagen möchten, was Sie bewegt, erschüttert, was Ihre Sehnsucht, Ihre Hoffnung ausmacht.“ Diese Worte aus dem Liebeschen Buche vom Adel der Versöhnung (vergriffen) sollen Eines erkennen lassen: daß die großzügigen Charakterbeurteilungen von P. P. L. mit sonst bekannten Schriftdeutungen nicht zu verwechseln sind. Prospekt über Seelenanalysen in Briefform frei.

P. Paul Liebe, Augsburg I.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.